

Wie steht es also mit dem Gebet zu diesem Kind im Stalle? Können Christen zu diesem Kind beten? Wir müssen es sogar. Denn hier lehrt nicht unsere Not, sondern Gottes Liebe beten. Dies eine – und es ist viel – sollten wir von Ernst Bloch lernen: Jede Verharmlosung dessen, was da im Stall zu Bethlehem geschehen ist, verharmlost das Christentum. Wir müssen die ganze Gottesidee in diesem Kinde wiederfinden, oder aufhören, auf Gott zu schauen. Doch diese Gottesidee ist nicht nur geträumte Utopie, sondern wirklich, real – so wie erfahrene und getane Liebe real ist – das ist der christliche Glaube, in dem wir über den Marxisten Bloch hinaus zu hoffen wagen. In einem Gott, der einer von uns geworden ist, dürfen wir einer Güte begegnen, die sich nicht abwendet, auch wenn sie in unser Dunkel schaut, in unsere Untreue, unser Vergessen, unsere Verslossenheit. Sie könnte das Menschen-unmögliche nicht tun, nicht den Menschen befreien, wenn ihr die göttliche Kraft fehlte. Weil aus dem Blick auf die niedrig gewordene Höhe, auf das umgebrochene Oben, auf das zugänglich gewordene „unzugängliche“ Licht unabweislich die Aufforderung folgt, das Gleiche zu tun, ebenso zu lieben, weil mit einer unendlichen, erbarmenden Liebe beschenkt, darum wird in diesem Licht das Gebet zum Kind, das im Stalle geboren wurde, mehr als sinnvoll, wie immer die kritische Forschung die Kindheitsgeschichten Jesu im einzelnen als historisch bewerten wird. Die christliche Befreiung erscheint ungeheuerlicher als alle anderen Versuche, die Menschen erdachten oder erprobten. Gott hat seine Grenzen überschritten in die „Niedrigkeit, Heimlichkeit und Nähe eines Kindes“ hinein. Darum muß auch der betende Blick auf das Kind die Grenzen des irdischen Daseins überschreiten: zu Gott im Menschen und zum Menschen in Gott.

Wer ist mein Nächster?

Eugen Biser, München

„Gott und die Seele“ bilden nach Ansicht des jungen *Augustinus*, der in diesen Jahren des Durchbruchs freilich noch stark im Bann neuplatonischer Vorstellungen stand, das zugleich höchste und einzige Interesse des religiösen Menschen. Und der große Apologetiker *John Henry Newman* stimmte ihm über die Jahrhunderte hinweg zu, als er dasselbe Interesse mit

der Formel umschrieb „God and Myself – Gott und ich selbst“. So groß das Gewicht dieser Stimmen aber auch ist; wer sich an die Weisungen und Winke des Evangeliums hält, wird sich ihnen nicht anschließen können. Ihm legt sich bei der Suche nach seinem höchsten Interesse eine andere, wenn auch nicht gänzlich andere Formel nah. Sie lautet: Gott und mein Nächster. Nach Auskunft des Römerbriefs wird das ganze Gesetz des Neuen Bundes von dem einen Satz umschlossen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ (13, 9) Und im Markus-Evangelium kommt es zu einem Wechselgespräch zwischen Jesus und einem Schriftgelehrten, das das Doppelgebot vollends ins Zentrum des ganzen menschlichen Heilsstrebens rückt. Wörtlich erklärt der Thoralehrer:

Gott lieben aus ganzem Herzen, aus voller Gesinnung und aus ungeteilter Kraft und den Nächsten lieben wie sich selbst – das ist mehr als . . . alle Opfer (12, 33).

Dem kann Jesus nur aus vollem Herzen zustimmen. Mit einem Wort höchster Anerkennung versichert er seinem Gesprächspartner:

Du bist nicht mehr weit weg vom Reiche Gottes! (12, 34)

Im ersten Augenblick entsteht der Eindruck, als sei uns mit der neuen und im Grunde doch so alten Formel tatsächlich die schwerste Menschheitsfrage abgenommen, bis man, aufhorchend, bemerkt, daß mit der Formel zwei Unbekannte ins Spiel kommen, von denen die eine die andere ins Geheimnis zieht. Denn der Gott, von dem hier die Rede ist, erschließt sich nur dem, der sich ihm in einem Akt vollständiger Selbstübereignung nähert. Und der Nächste, den zu lieben wir verpflichtet werden, macht der superlativischen Prägung des Wortes „alle Ehre“. Denn er steht uns so nah wie das, wo wir außer uns niemanden hingelangen lassen, so nah wie wir uns selbst. Kein Wunder, daß es sich mit der Frage – schon mit der Frage – nach ihm anders als sonst verhält. Ausdrücklich gestellt wird sie bekanntlich in der Rahmenerzählung zum Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, das Lukas im zehnten Kapitel seines Evangeliums (10, 30–35) mitteilt. Sie ist wiederum einem Schriftgelehrten in den Mund gelegt, der die Frage nach dem Zentralgebot jedoch in unguter Absicht – als Fangfrage – gestellt hatte und sich nun, von Jesus in die Enge getrieben, mit der Zusatzfrage zu ‚rechtfertigen‘ sucht:

Wer ist denn mein Nächster? (10, 29)

Wie auf andere Probleme und Konflikte antwortet Jesus auch hier, wenigstens nach der lukanischen Redaktion, mit einem Gleichnis, der Erzählung von dem Volksfremden, der dem halbtot Geschlagenen als einziger

zu Hilfe kommt. Am Ende der Geschichte zeigt sich freilich, daß die Antwort nicht ‚frontal‘ erfolgte, so daß die mit dem Rechtfertigungsversuch verbundene Frage als erledigt gelten könnte. Vielmehr mußte die genannte Fragestellung verschoben werden, damit die antwortende Funktion der Gleichniserzählung von den beiden Ungerührten und dem einen Hilfsbereiten zum Tragen kommen kann. „Wer ist mein Nächster?“, so hatte, um sich aus der Affäre zu ziehen, der Gesetzeslehrer gefragt. Mit einer deutlichen Verschiebung des Blickpunkts vom Grundsätzlichen auf das Praktisch-Konkrete fragt Jesus den Herausforderer am Schluß seiner Geschichte: „Wer von diesen dreien hat sich deiner Ansicht nach dem, der von den Räubern überfallen wurde, als Nächster erwiesen?“ (10, 36)

Wenn man in dieser Rückung der Ausgangsfrage nicht eine redaktionelle Retusche sehen will, die mit der Einpassung der Parabel in einen ihr ursprünglich fremden Kontext erforderlich wurde¹, bleibt nur, sie entweder mit dem exzeptionellen Charakter der Antwort oder mit der Besonderheit des Frageziels in Zusammenhang zu bringen. Das eine geschieht, wenn man im Blick auf die Gleichnisgestalt der Antwort dieser soviel Eigenleben zubilligt, daß sie die gestellte Frage mit in den Gang ihres Sprachspiels hineinzieht und erst nach einer mehr oder minder starken Abwandlung wieder daraus entläßt². Das andere setzt Klarheit darüber voraus, daß es mit der Frage nach dem Nächsten eine besondere Bewandnis hat. Man kann sie nicht so stellen wie die Frage nach einem neuentdeckten Vormenschen oder einer seltenen Orchideenart, also im Stil der Wasfrage, die auf Gegenständliches ausgeht. Wer nach dem „Nächsten“ fragt, muß sich, eben weil er nach dem im superlativischen Sinn ihm Nächsten fragt, darüber im klaren sein, daß er sich dabei selbst erfragt³. Deshalb kann das Gleichnis die Problemlast an den Fragesteller zurückgeben: Wer von diesen dreien hat sich deiner Ansicht nach . . . als Nächster erwiesen? Du mußt es jetzt wissen; denn die ganze Geschichte drehte sich, als die Geschichte von dem dir Nächsten, um dich. Du warst in ein Spiel einbezogen, das dich zugleich von dir trennte und dich wieder mit dir verband, das dich im Bild des Nächsten zugleich vor dir zurückschrecken und zu dir kommen ließ; hast du ihn, hast du dich in ihm wiedererkannt?

¹ So vor allem R. Bultmann, *Die Geschichte der synoptischen Tradition*, Göttingen 1967, 192. Dazu die Zusammenstellung der Deutungsversuche bei G. Eichholz, *Einführung in die Gleichnisse*. Neukirchen 1963, 105 f; ferner W. Monselewski, *Der Barmherzige Samariter. Eine auslegungsgeschichtliche Untersuchung zu Lukas 10, 25–37*, Tübingen 1967.

² Dieser Auffassung schloß ich mich in meiner Studie *Die Gleichnisse Jesu* (München 1965, 94) an.

³ Dazu F. Mussner, *Der Begriff des „Nächsten“ in der Verkündigung Jesu, dargelegt am Gleichnis vom Barmherzigen Samariter*, in: *Praesentia Salutis. Gesammelte Studien zu Fragen und Themen des Neuen Testaments*, Düsseldorf 1967, 125–132.

Die Parabel Jesu setzt anekdotisch ein: mitten im normalen Ablauf der Lebenswirklichkeit geschieht einer jener „Exzesse“, die ebenso Symptom wie Folge der Unverlässlichkeit des „wohlgeordneten Daseins“ sind und als solche die gewohnten Verhältnisse aus den Fugen bringen. Wie aus „heiterem Himmel“ trifft den Überfallenen der Blitzschlag des Unheils. Im Sprachspiel des Gleichnisses bildet sein Schicksal das auslösende Moment, das mit dem Verhalten der agierenden Figuren auch die Denkweise des Hörers in Frage stellt. Die beiden Erstbetroffenen – Priester und Levit – lassen sich davon freilich nicht aus der gewohnten Bahn drängen. Zwar registrieren sie den erschütternden Tatbestand eines, wie die rabbinische Ausdrucksweise lautete, „Toten am Weg“, doch nur kalt distanziert, so daß er ihnen weder zu Herzen geht noch sie zu irgendeiner Aktivität bewegt. Ungerührt gehen sie, wie sie kamen. Anders der Landfremde von Samaria, der als solcher ungleich mehr Anlaß hätte, sich dem stummen Anruf zu entziehen. Weil er als ein Ergriffener sieht, gewinnt das Gesehene Bestimmungsmacht über ihn, und das so sehr, daß sich seine Handgriffe förmlich überstürzen. In deutlicher Verkehrung der natürlichen Reihenfolge heißt es von ihm:

Er ging zu ihm hin, verband seine Wunden
und goß Öl und Wein darauf (10, 34)⁴.

Bei aller Überstürzung ist die Hilfeleistung des Samariters sorgfältig auf die Notlage abgestimmt, in einzelnen Zügen, wie in der Begleichung des Restbetrages erst nach der Rückkehr, sogar ausgesprochen kalkuliert. Dennoch lebt sie selbst dort, wo sie abwägt und rechnet, aus dem Impuls jener Liebe, die von keinem mehr abläßt, dessen sie sich einmal annahm und die sich ihm so zuwendet, als gäbe es für sie auf aller Welt nur ihn. In seiner „Einübung im Christentum“ erklärt Sören Kierkegaard dazu:

Es ist also nicht so wie sonst immer, daß der Helfer, der „kommt her“ sagt, danach sagen muß: „geht nun wieder“, indem er jedem einzelnen erklärt, wo die von ihm benötigte Hilfe zu finden ist. . . Nein, er öffnet seine Arme und läßt alle ein – o wenn alle, die bedrückt und beladen sind, zu ihm kämen; er würde sie alle in seine Arme schließen und sagen: bleibt nun bei mir, denn bei mir bleiben, ist Ruhe!⁵

⁴ Die offizielle Einheitsübersetzung schreibt demgegenüber: „Er ging zu ihm hin, goß Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie.“ Damit tilgt sie einen wichtigen, für das Verständnis wenn nicht wesentlichen, so doch hilfreichen Zug.

⁵ *Einübung im Christentum*, die Einladung, § 1. Dazu das Kapitel ‚Die Einladung‘ meines Jesusbuches „Der Helfer“, München 1973.

Insofern gilt von der zentralen Gleichnisfigur, was Kierkegaard mit dem unmittelbar auf diesen Passus folgenden Zentralsatz seiner „Einübung“ sagt: „Der Helfer ist die Hilfe.“ Nicht als liege hier, wie bisweilen angenommen wurde, eine förmliche „Selbstanzeige“ Jesu vor. Ins Figurenspiel des Gleichnisses einbezogen, wirkt die Gestalt des Barmherzigen vielmehr an dessen dramatisch entwickelter Gesamtaussage mit, die keine Lehre, und wäre sie noch so wichtig, zum Gegenstand hat, sondern das in allen Gleichnissen vielfältig angesagte Gottesreich, und die auch davon nicht etwa lehrhaft redet, sondern „einladend“, also mit dem Ziel der Einbeziehung der Hörer in seine bergende Lebensfülle und lebensvolle Gegenwart.

Im Ganzen dieses Figurenspiels fällt der Gestalt des Barmherzigen dann aber doch die entscheidende Rolle zu. Er durchbricht die tödliche Stereotypie, die anfänglich, in Gestalt der beiden negativen Bezugsfiguren, die gleicherweise durch die monotone Wendung: „Er sah ihn und ging vorbei“ (10, 31 f) charakterisiert sind, die Szene beherrscht. So ist er die verkörperte Wende der über den halbtot Geschlagenen und Ausgeplünderten gekommenen Not. In alledem trägt er die Gesamtaussage, die erst durch ihn Gesicht und Leben gewinnt: das Gesicht des Nächsten. Aber er leistet das auf bildhaft-figurale Weise, so daß er als „Beweggrund“ nur dann wirksam wird, wenn das Sprachspiel des Gleichnisses in Gang kommt. Den ersten Schritt dazu bildet die bestürzende Entdeckung des Hörers, daß er mit seiner Denkweise und Verhaltensneigung nicht etwa auf Seiten des Barmherzigen, sondern seiner vorprogrammierten Gegenfiguren steht. Sie tun in ihrer Ungerührtheit nur das, was im Normalfall jeder tun würde. Aus diesem Grund kann sich die Erzählung denn auch jeden Hinweis auf ihre Motive ersparen.

Ganz anders derjenige, von dem ausdrücklich gesagt wird, daß er aus dem Beweggrund des „ergriffenen Herzens“ reagiert. Erst mit seiner Nennung kommt Leben in die von Tod und tödlicher Linearität gekennzeichnete Szene. Jetzt folgt auf den wahrnehmenden Blick unverzüglich, als bedürfe es dazu nicht der mindesten Initiative, die helfende, rettende Tat. Wie selbstverständlich geschieht das, wozu weder der Überfallene in seiner Hilflosigkeit noch die beiden durch ihre starren Programme Festgelegten fähig waren. Wie war das möglich?

Offensichtlich durch einen Antrieb, der sich als mindestens ebenso stark erweist wie die Eigenliebe, die die beiden Vorübergehenden auf ihrer Bahn festhält. So stark – und stärker noch – wie das Ich ist aber nur das Selbst. Und eben dies hatte das in seiner Ergriffenheit sehend gewordene Herz des Barmherzigen in dem hilflos Daliegenden wahrgenommen. In einer ganz unerwarteten Spiegelung entdeckte er dort, wo er zunächst

etwas völlig Abliegendes, Konträres, ein „Bündel Elend“, vorzufinden glaubte, mit einem Mal – sich selbst, hervorscheinend aus der Not und Hilflosigkeit des Andern. Gerade die herzbewegende Not des Überfallenen hatte das in ihm freigelegt, was sonst, hätte ihn der furchtbare Schicksalschlag nicht getroffen, durch seine Andersheit verdeckt geblieben wäre. Das setzt umgekehrt die vordem gebundenen Möglichkeiten in dem Reisenden aus Samaria frei. Spontan, ohne die Dazwischenkunft irgendwelcher Reflexion, begreift er den Sinn der Mitmenschlichkeit als den der ungeteilten und unteilbaren, über die Individualgrenze hinweg zu gelebter Einheit drängenden Menschlichkeit. Doch das nicht in Form einer selbstgenügsamen Einsicht, sondern einer ihn mit Heftigkeit anfallenden Aufgabe, so daß er, indem er begreift, auch schon weiß, was zu tun ist.

Spontan, ohne das Mittelglied irgendwelcher Überlegungen, folgen der Wahrnehmung deshalb die sich überstürzenden Handgriffe: noch vor der Applikation des reinigenden Weins und des lindernden Öls erwähnt der Text, der darin keinesfalls „berichtigt“ werden darf, das Anlegen des Verbands. Denn gerade an dieser oberflächlichen Unstimmigkeit wird deutlich, daß der Samariter den Appell tatsächlich vernahm, der aus der Elendsgestalt am Wegrand an ihn erging, und der, in den Klartext artikulierter Rede übersetzt, soviel besagte wie: Es geht um dich! Er verstand den stummen Anruf als Ruf durch sich selbst, zu sich selbst. Deshalb handelt er dann auch, ohne zu zögern, nach der Maxime „wie dich selbst“.

An dieser Stelle wird der Barmherzige zum Appell, der nicht so sehr von der Aussage des Textes als vielmehr von dem besseren, durch die abstumpfende Wirkung der Alltäglichkeit meist nur gelähmten und verschütteten Ich des Hörers ausgeht. Er erkennt sich, gegen den Zug der niederhaltenden Gewohnheiten und Zwänge, in der Figur des Fremden wieder, der in dem Maß, wie er als Leitfigur und Vorbild Macht über ihn gewinnt, die Fessel der Gewohnheit sprengt, die Herzensstarre löst, die Entfremdung von ihm nimmt. Das aber ist gleichbedeutend mit der Feststellung, daß er in der Schlüsselfigur des Gleichnisses den „Nächsten“ erkannte, der ihm ebenso wirksam zu Hilfe kommt, wie er dies auf der Bildebene des Gleichnisses dem Überfallenen gegenüber tut, jetzt nur im Feld jenes personalen Notstands, auf dessen Behebung alle Gleichnisreden Jesu hinarbeiten.

Erst jetzt wird die Verschiebung des Fragepunkts in der Rahmenerzählung des Gleichnisses ganz verständlich. Die Wasfrage des Schriftgelehrten, die in letzter Konsequenz auf den Überfallenen hingeführt hätte, mußte zugunsten der Identifikationsfrage Jesu aufgegeben werden, damit sich der Hörer mit dem Barmherzigen identifizieren oder doch die Identität mit ihm als für ihn heils- und sinnentscheidend empfinden konnte. Deshalb

heißt die Frage nun nicht mehr „Wer ist der Nächste?“, sondern „Wer hat sich als Nächster erwiesen?“ In dieser Version setzt sie das Wissen um die Beantwortung der Erstfassung voraus, um den Weg zur aktiven Übernahme des Gewußten, den Weg zur Nächstenliebe, freizubekommen.

Es läge nicht im Interesse der nunmehr erzielten Klärung, wenn man sich die damit verbundene „Enttäuschung“ nicht eingestünde. Denn die Entdeckung des Nächsten erfolgte gerade nicht dort, wo sie ein sentimentales Vorverständnis des Textes erwartete, also nicht in der Elendsfigur des Überfallenen, sondern in der Zentralgestalt des ihm zu Hilfe Kommenden. Nicht, als habe das Vorverständnis nicht sein gutes Recht. Auch der Notleidende steht uns im Sinne Jesu so nah, daß ihn übergehen – sich selbst verfehlen hieße. In erster Linie ist, davon unbeschadet, „Nächster“ jedoch derjenige, der wie der Barmherzige des Gleichnisses die Rolle des „Helfers“ übernimmt und damit, bewußt oder unbewußt, in die Fußspur Jesu tritt. Das hängt ursächlich mit dem Wesensauftrag des Christentums zusammen. Zwar stellt es sich wie keine andere Weltreligion der Wirklichkeit des Leidens. Doch lebt es zentral aus dem Impuls, der das Ende der Leiden und das Glück des Menschen will.

Wer ist mein Nächster, war mit der Rahmenerzählung des Gleichnisses Jesu gefragt worden. Die Spielbewegung des Textes führte, mit dem Epilog gesprochen, eindeutig zu der Antwort: der Barmherzige; denn er erwies sich dem Überfallenen gegenüber als Nächster. Der Bewegung des Sprachspiels liegt jedoch unverkennbar eine zweite zugrunde: die Binnenbewegung, die der Samariter, die Schlüsselfigur des Ganzen, durchläuft. Und in ihrem Sinn ist zu antworten: der ins Elend Geratene, der Notleidende. Beide Antworten sind, nach allen Anzeichen zu schließen, richtig; richtiger im Sinn des Gleichnisses – und seines Schöpfers – jedoch die erste. Denn wie in der Botschaft vom Gottesreich spricht sich Jesus auch in den zu ihrer Verlautbarung geschaffenen Gleichnissen, unbeschadet der speziellen Thematisierung und Zielsetzung, letztlich selber aus. So auch hier. Das heißt keineswegs, daß der Samariter am Ende doch als eine „Selbstanzeige“ Jesu und womöglich gar als eine Allegorie seines Heilswirkens zu deuten sei; denn damit ginge der sprachdynamische Eigenwert des Gleichnisses – das Gleichnis als „Sprachgeschehen“ – verloren. Wohl aber soll damit gesagt sein, daß das Gleichnis an der durch die Schlüsselfigur markierten Stelle die größte Durchlässigkeit zur Grundintention Jesu erreicht. Doch worin besteht diese?

Um es auf die einfachste Formel zu bringen: in dem Willen zur möglichst großen Annäherung der Welt an Gott. Auf dem Hintergrund dieses Willens ist Jesu Dienst an der Menschheit zu verstehen. Weil er weiß, daß sich dem nichts so sehr wie das ängstliche Festhalten des Menschen an sich

selbst und das nicht minder ängstliche Bestehen auf einer nicht unterschreitbaren Minimaldistanz zum Mitmenschen widersetzt und weil ihm überdies bewußt ist, daß sich das eine wie das andere aus der menschlichen Schwäche und Überforderung erklärt, bietet er sich den unter ihrer Lebenslast Gebeugten selbst als Stütze und Hilfe an. Deswegen besteht sein Dienst nicht wie bei anderen Wohltätern der Menschheit im Entwurf eines gültigeren Weltbilds, in der Anweisung zu einem besseren und seligeren Leben, in der Entwicklung einer neuen Therapie oder im Modell einer menschenwürdigeren Gesellschaftsordnung, sondern in einem Akt bedingungsloser Selbstgewährung. Und deshalb gilt von ihm der ebenso einleuchtende wie unerhörte Satz *Kierkegaards*: „Der Helfer ist die Hilfe.“ Mit diesem Liebesdienst schafft Jesus der menschlichen Unzulänglichkeit von ihrer Wurzel her Abhilfe. Mit ihm löst er den Krampf der Selbstsucht und beseitigt er das Mißtrauen, das jede vollkommene Mitmenschlichkeit verhindert. In beidem aber bewirkt er eine zuvor nie erreichte, noch nicht einmal gehante Offenheit für Gott.

Nach Gestalt und Verhaltensweise gehört die Schlüsselfigur des Gleichnisses in diesen Zusammenhang. Geformt aus dem „Stoff“ einer Denkweise, die alles Glück und Heil von Gott erwartet, lehrt sie den „Nächsten“ in erster Linie in dem erblicken, der als Sendbote des göttlichen Liebeswillens auftritt oder sich doch auf seiner Linie bewegt. Insofern ist der Nächste im Sinne Jesu zuerst und zunächst derjenige, der sich wie der Barmherzige seines Gleichnisses der auftauchenden Notstände annimmt und den vom Unglück Betroffenen helfend beisteht. Und er ist es umso mehr, je mehr seine Hilfe den Rahmen des unmittelbar Erforderlichen übersteigt und, anstatt nur auf transitorische Leistung, auf ein dauerndes Verweilen beim Adressaten ihrer Zuwendung ausgeht. „Nächster“ ist somit in erster Linie derjenige, der sich auf die Bahn der Selbstgewährung Jesu begibt und den Notleidenden etwas vom Wunder dieser bedingungslosen Liebestat erfahren läßt.

Wie in abgeschatteter Spiegelung ist dann aber auch dieser, der Notleidende, der mitmenschlichen Zuwendung gleicherweise Bedürftige und Gewärtige, der „Nächste“. Und er ist es, weil es die Hilfe gar nicht gäbe ohne die von ihm ausgehende Herausforderung. Er „beweist“ ihre „nächstliche“ Hilfe wie der Hunger die Nahrung, wie das Auge das Licht. So ist er die leere, hingestreckte Hand, ohne die die Gabe nicht wäre oder doch, gäbe es sie dennoch, ungenützt zu Boden fiele. Und er ist „Nächster“ auf diese provokativ-ermöglichende Weise umso mehr, je hilfloser und bedürftiger er erscheint und je lauter demgemäß alles an ihm nach der rettenden Zuwendung des Andern schreit. Im Grunde ist er es sogar erst dann, wenn seine Not, wie in der Bildsprache des Gleichnisses, einen

„himmelschreienden“ Grad erreicht hat und an ihr deutlich wird, daß es mit einer Leistung bloß kategorialer Art – also mit in bestimmter Hinsicht und auf begrenzte Dauer gewährter Hilfe – nicht getan ist, sondern es der totalen und zuständlichen Hinwendung bedarf, wenn wirklich Abhilfe geschaffen werden soll. Denn in diesem „Exzeß“ der Bedürftigkeit hat er die Distanz der individuellen Andersheit immer schon hinter sich gelassen, so daß dem potentiellen Helfer in seiner Elendsgestalt unübersehbar das eigene Ebenbild, nur nach Art einer dunklen Widerspiegelung, einer hilflos-insistenten Anrufung seiner besseren und besten Möglichkeiten, entgegentritt. Deshalb bedarf er auch keiner Anweisung und Verhaltensregel. Mit der Instinktsicherheit des Selbsterhaltungstriebts tut er, was erforderlich ist. Nicht einem Imperativ, einer intuitiven Selbstwahrnehmung folgend hilft er dem andern „wie sich selbst“.

Wie diese Maxime erkennen läßt, braucht die Nächstenliebe in keine fremde Schule zu gehen, um etwas für die konkrete Lebenspraxis zu lernen, weil sie darin ihr eigener Lehrer ist. Denn dem ihr gesetzten Maß verdankt sie auch das Sensorium, das sie davon abhält, sich bei ihren Initiativen zu vergreifen und sie dazu anleitet, sie im Rahmen jener durch die Liebe zu- und ausgemessenen Ordnung zu halten, die in der Schulsprache „ordo caritatis“ heißt. Von dieser inneren Direktive gesteuert, wird die Nächstenliebe davor bewahrt sein, nur Symptome zu beheben, anstatt auf die Wurzel des Übels, den Bruch im Existenzakt des notleidenden Menschen, einzugehen; nur beiläufige Hilfe zu leisten, wo nur auf dem Weg einer bleibenden Verbundenheit etwas Durchgreifendes auszurichten wäre; nur dem Einzelnen beizustehen, wo genauer besehen der Gemeinschaftsbezug im argen liegt. Und sie wird diesen substantiellen Dienst erweisen lernen, ohne dabei in den Anschein „geheimer Repression“, um nicht zu sagen: „sanfter Tyrannei“ zu geraten.

Wie das Gleichnis von dem Barmherzigen zu verstehen gibt, liegt die noch größere Gefahr jedoch in dem, was der Text mit der Wendung „sehen und vorübergehen“ anspricht. Danach ist das Wichtigste das durch Mitgefühl sehen gewordene und durch mitfühlendes Sehen zur zupackenden Tat bewogene Herz. Wer aus der Einsicht und Hilfsbereitschaft dieses Herzens lebt, weiß, was zu tun ist. Und damit hat sich ihm auch bereits die Ausgangsfrage beantwortet. Er kennt seinen Nächsten und weiß sich von diesem, im Moment der aufblitzenden Erkenntnis, auch schon wieder-erkannt.